

aus Wilhelm Meyers Ges. Abhandlungen, II, 44 ff. An Stelle eines im mittelalterlichen Abendlande nie gelesenen Griechen hätten Belege aus der lateinischen Literatur gegeben werden sollen. Ganz überflüssig ist die Anm. 1 von S. 30: Dass Peter von Blois im 93. Briefe ein Verzeichnis der Dichtungen des Wilhelm von Blois gibt, bedeutet für die vorliegende Untersuchung gar nichts und ist längst verwertet, z. B. schon von W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, I, 26, erwähnt.

Zum Schluss wünsche ich dem Büchlein viele aufmerksame Leser, die den gegebenen Winken nachgehen und selbst über die schwierigen Probleme nachdenken, zumal da ihre Lösung für das Verständnis auch der Dichtungen in romanischen und germanischen Sprachen wichtig ist, wünsche dem Verfasser, dass er nach einer Reihe von Jahren gereift eine neue Auflage ausarbeiten kann, die dann alles auf einen festen Boden stellt.

München.

Paul Lehmann.

Paul Oettli, Sprachliche Entdeckerfahrten. Wegleitung zu denkendem Erfassen der Sprache. Frauenfeld und Leipzig, Verlag von Huber & Co. 1922. Fr. 5.

Auf dem Schauinsland über Freiburg steht ein Grenzstein aus Kalk: rings um ihn her nur Urgestein mit seiner eigentümlichen Pflanzenwelt, auf dem Grenzstein aber eine Pilzart, die einzig auf Kalk gedeiht und deren Sporen der Wind meilenweit und bergehoch dahingetragen hat, über Flächen und Abgründe hinweg, in denen Millionen gleicher Sporen zugrunde gehen mussten, ehe der eine gedieh. Eindringlicher lässt sich die verschwenderische Fülle, mit der die Natur ihre Samen austreut, kaum anschaulich machen. Es ihr gleichzutun, wird im Bereich der Geisteswissenschaften kaum jemals möglich sein, ihr nachzueifern ist in unserer Zeit nötiger denn je, da Bestand und Fortgang der deutschen Wissenschaft von allen Seiten bedroht sind. Niemand kann berechnen, welche Anregung einmal fruchtbar werden und der Wissenschaft der Zukunft die so dringend notwendigen neuen Kräfte zuführen wird. So gilt es denn nach allen Seiten guten Samen in möglichster Fülle auszustreuen. Darum kann es gar nicht genug gute Bücher für Anfänger geben, darum ist jeder Versuch, der neue Wege zum Anstieg weist, zu begrüßen, mit doppelter Wärme, wenn er so prächtig gelungen ist wie der vorliegende.

Im Jahre 1919 hat der Naturforscher Max Oettli sein „Forscherbuch. Anregungen zu Beobachtungen und Versuchen“ bei Rascher in Zürich erscheinen lassen. Das Vorbild des Bruders hat Paul Oettli — man versteht nun, warum diese Anzeige mit einem Bild aus dem Naturleben einsetzt — angeregt, den Versuch auf dem Gebiet, das ihm als Professor an der Handelshochschule St. Gallen anvertraut ist, zu wiederholen, und nun behaupten Kenner, die Nachahmung sei fast noch besser gelungen als das Vorbild. Ich kann das nicht nachprüfen, sondern muss mich mit dem Zeugnis bescheiden, dass die sprachliche Aufgabe glänzend gelöst ist. Ich habe die 267 Seiten mehrfach aufmerksam durchgelesen und ausser ein paar Druckfehler (S. 40, 20 lies Eim statt Ein; 155, 24 Satertag st. Sabertag) nur zwei Anstöße gefunden: erster Bestandteil von T a r n k a p p e kann nicht das ahd. *tarni* „heimlich“ sein, sondern nur der Stamm des Zeitworts ahd. *tarnan*, mhd. *ternen* „verbergen“ (S. 42); der breite Stein

ist zunächst nicht die Bordschwelle, die den Gehweg vom Pflaster trennt, sondern der aus Platten gebildete Gehweg in der Mitte der ungepflasterten Strasse (S. 209). Ueberall sonst verdient der Verfasser Beifall und Nachfolge, so mit dem trefflichen Rat, man solle bei Erlernung fremder Sprachen so viel wie möglich der Ableitung der Wörter nachgehen (S. 149), der Warnung vor Leichtfertigkeit im Namendeuten (S. 166), dem Hinweis darauf, dass viele wertvolle sprachliche Neuerungen ihr Dasein der Durchbrechung einer Regel verdanken (S. 199), und dem daraus abgeleiteten Grundsatz, man solle allem entgegenarbeiten, was dem Geist der Sprache zuwiderläuft, aber nichts bekämpfen, was im Zug ihrer Entwicklung liegt (S. 239).

Die Zweiteilung des Buches in „Fahrtenziele“ und „Ergebnisse“ begünstigt ein selbständiges Mitarbeiten des Lesers. Die Anknüpfung an den schweizerdeutschen Sprachgebrauch, die dem Verfasser nahe liegt, bereichert die sprachliche Anschauung und hilft ohne viel Worte wertvolle Zusammenhänge aufdecken. Wie anschaulich, wenn im Appenzellischen Heimeli Bauernhäus samt Stall und Grundbesitz bedeutet, die einer Familie ein Heim zu bieten vermögen (S. 60), wenn man im Berndeutsch oder im Entlebuch von leichtfertigen und schwerfertigen Wagen und Schlitten redet (S. 98), wenn in schweizerischen Wahlausrufen „die wägsten und besten“ zur Wahl empfohlen werden (S. 101), wenn der Name des Klosters Interlaken den des Nachbarstädtchens Unterseen deuten hilft (S. 104), wenn die Sommersprossen Merzespriggeli heissen (S. 151) und die Stachelbeeren Chrüselibeeri, zu *chrüscle* „kitzeln“ (S. 169), wenn sehr noch „schmerzlich“ bedeuten kann (S. 203) und ugsinnet „unerwartet“ (S. 223). Es hätte der Entschuldigung darüber, dass der Verfasser seine schweizerische Mundart so gern heranzieht (S. IV), wahrlich nicht bedurft! Gerade dem reichsdeutschen Leser sei die hier gebotene, so sachkundige wie reizvolle Einführung aufs wärmste empfohlen.

Freiburg i. B.

Alfred Götze.

Paul Pietsch, Der deutschen Sprache Ehrenkranz. Dichterische Zeugnisse zur Geschichte der deutschen Sprache gesammelt und erläutert. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin 1922. XXIV u. 756 S.

Man darf Pietsch herzlich beglückwünschen, dass es ihm vergönnt war, sein Lieblingskind kräftig erstarkt nochmals in die Welt zu führen. Mehr als 100 Nummern sind neu hinzugekommen. Die Einleitung ist neu gestaltet, die Anmerkungen bereichert. Nahezu 700 Dichterworte sind es, die hier Zeugnis ablegen vom Empfinden unseres Volkes gegenüber seiner Sprache. Es bedurfte nie ermattender Sorgfalt und Hingebung, um diesen Schatz aufzuspüren und zu erläutern. Ich bemerke, dass das Fragezeichen bei „Gustav Krüger in Giessen“ getilgt werden kann, und dass Joseph von Schmädell jetzt in Garmisch lebt. Der Stil ist einwandfrei, wie es sich bei dem alten Vorkämpfer des Sprachvereins von selbst versteht, bis auf den letzten Satz des Buches: Pietsch wird es jetzt mit Lächeln lesen, dass er Otto Sarrazin zum „leider kurzen Ehrenvorsitzer“ gemacht hat. Wenn er dem Wörtchen „derselbe“ Duldung gewähren will, weil es in oberdeutschen Mundarten zu Hause ist, so kann ich dem nicht zustimmen; denn es bleibt

doch für den grössten Teil des deutschen Sprachgebiets ein unlebendiges Wort.

Die Zeilen aus dem Gedicht „Innsbruck“ (392) gewinnen ihren vollen Sinn erst, wenn angegeben wird, dass die „Frau Hütt“ sich dicht bei Innsbruck erhebt, und wenn eine Entstellung beseitigt wird. Solang die Sonne nieder „als goldnes Dachl“ scheint, wäre ein höchst merkwürdiges Bild. Es muss heissen: so lang die Sonne nieder „aufs goldne Dachl“ scheint. Denn das „goldne Dachl“ ist ein Wahrzeichen Innsbrucks, ein Erker an einem Innsbrucker Haus, dessen Kupferdach vergoldet ist.

Giessen.

O. Behaghel.

Catalogus codicum mancriptorum bibliothecae Monacensis.
Tomi V pars I, codices Germanicos complectens, editio altera. Monachii A. MDCCCXX, sumptibus bibliothecae. XX und 382 S. gr. 8°.

Die editio altera, die uns hier in schöner, würdiger Ausstattung vorgelegt wird, ist tatsächlich ein neues Werk. Fast mit Neid blickt man auf die Münchener Fachgenossen, denen die unvergleichlichen Schätze Tag für Tag zur Verfügung stehen, wie sie hier verzeichnet werden. Es sind 200 Pergamenthandschriften, die hier von Erich Petzet aufs sorgfältigste und umsichtigste beschrieben werden. Ganz besonders wertvoll sind die reichen Verweise auf Schriften und Aufsätze, die eine Handschrift benützen oder zu ihr in Beziehung stehen; dabei wird auch die Literatur über die Bilderausstattung der Hss. ausgiebig berücksichtigt. Eine Reihe von Registern beschliesst das Werk: Verzeichnisse der Verfasser, der Schreiber, Maler, Buchbinder, der früheren Besitzer, der Sachen. Hier wäre noch ein weiterer Ausbau möglich. Gern besässe man eine Uebersicht über die Zeiten, aus denen die Hss. stammen, mindesten für die, die älter als das 12. Jahrh. sind, und für diejenigen, die dem 15. Jahrh. angehören. Es sind wohl überwiegend Widmungsstücke, die auf Pergament geschrieben in diese späte Zeit hineinreichen. Und besonders sähe man gern die genau datierten Hss. zusammengestellt, die für sprachliche wie für paläographische Forschung von hervorragender Bedeutung sind. Auch möchte man gern die Hss. leicht auffinden können, an deren Herstellung die Verfasser selbst beteiligt sind. Jetzt muss man sie sich mühsam durch Vergleichung der beiden ersten Verzeichnisse zusammensuchen. Wenn im Verzeichnis der Schreiber auch Willmann erscheint, so wäre die Zufügung eines Fragezeichens nützlich gewesen; denn Petzet ist ja gerade der Meinung, dass beim cod. 10 schwerlich Willmann seine Hand im Spiele hatte.

Giessen.

O. Behaghel.

Emil Låftman, Verbets modus i indirekt anföringi modern tyska. Stockholm, Bonnier. 1919. VIII. 332 S. 8°. 8 Kr.

Die Arbeit von Låftman ist durch ihre gute Methode und vor allem durch den reichen Stoff, den sie beibringt, ein wertvoller Beitrag zur Syntax des modernen Deutsch.

Aus 21 Schriftstellern neuerer und neuester Zeit werden 4107 Belege indirekter Rede zusammengetragen. In die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reichen die Ebner-Eschenbach und Paul Heyse hinauf, in die achtziger Jahre Sudermann, in die neunziger Schnitzler; alles übrige entstammt den Jahren 1901—1915. Die Be-

lege sind nach dem Alphabet der regierenden Verba geordnet.

Es müssen allerdings nicht ganz unerhebliche Abzüge gemacht werden. Sätze wie 2299: *besser ist's schon, dass des Herrn Auge immer wacht*; 2357: *mir genügt, dass sie so ist*; 2618: *abgesehen davon, dass sie öfters einen vertraulichen Ton anschlug*, haben mit indirekter Rede nichts zu tun; ähnliche Fälle z. B. 2004, 2016—21, 2055—58, 2134, 2270—71, 2276, 2278—79, 2293, 2299, 2334, 2350, 2435, 2772—73, 2802, 3250, 3254—56, 3284. Einen Absichtssatz enthält 2094, einen Relativsatz 2302; 2633: *sie ahnte, er hatte es falsch verstanden*, mischt Einleitung indirekter Rede mit einfach berichtender Form. Auch Beispiele wie 2025: *ich denke, sie ist schon von ihm weg*, kann man kaum zur Oratio obliqua rechnen: auf den Beginn einer solchen folgt direkte Rede.

Die Beispiele sind sorgsam nach verschiedenen Zeiten und Personen geordnet. Aber die dritten Personen von höfischer Anrede (*wissen Sie* usw., s. S. 170) gehören sachlich unter die zweite, nicht unter die dritte Person. Die Unterscheidung von Imperfektum und Plusquamperfektum gibt sachlich nichts Neues; sie hätte unterbleiben können. Dagegen ist leider der so wichtige, von L. selbst ausführlich erörterte Unterschied zwischen Nebensätzen mit besonderer Satzeinleitung und denen ohne solche bei der Ordnung der Beispiele nicht zur Geltung gekommen; man muss sie sich mühsam zusammensuchen. Auch die Sätze mit *dass* und die mit Fragepronomen sind nicht geschieden.

Låftmans Darlegungen bestätigen im wesentlichen die kurze Darstellung in meiner deutschen Sprache. Um die Behandlung des Modus nach Imperativ klarzustellen, dazu sind die wenigen Belege nicht eindeutig genug. Gern hätte man erfahren, ob nicht die Voranstellung des Nebensatzes die Anwendung des Konj. begünstige.

Giessen.

O. Behaghel.

Rother, hrsg. von Jan de Vries. (German. Bibliothek, hrsg. von Streitberg. Untersuchungen u. Texte 13.) Heidelberg, C. Winters Univ.-Buchhandl. 1922. CXV + 129 S.

Das Gedicht vom König Rother hat längere Zeit ganz auf dem Büchermarkte gefehlt, so dass man den so schönen als schwierigen Text etwa in Seminarübungen nicht benützen konnte. Nun sind uns zwei neue Ausgaben auf einmal beschert worden, da fast gleichzeitig mit dem hier zu besprechenden Buche Frings und Kuhnt ihre Ausgabe haben erscheinen lassen. Will diese lediglich einen unbedingt zuverlässigen Abdruck der handschriftlichen Ueberlieferung bieten, so hat de Vries sein Ziel weiter gesteckt. Er legt eine kritische Ausgabe vor, und seine Einleitung behandelt ausführlich alle die schwierigen form- und stoffgeschichtlichen Fragen, die an die seltsame Dichtung sich knüpfen.

Der Text, den de Vries bringt, ist allerdings in erster Linie auch eine genaue Wiedergabe der Heidelberger Hs. als der einzigen, die das Gedicht vollständig überliefert. Denn er hält eine etwas unbequeme Mitte zwischen buchstäblichem Abdruck und kritischer Herstellung: kleinere Fehler, wie Buchstabenausfall oder -verwechslung, sind im Texte selber berichtet (die handschriftliche Lesart steht dann unter dem Strich), weitergehende Verderbnisse aber werden nur durch Sterne und Kreuze angedeutet; die Verbesserungsvorschläge muss man sich in den Anmerkungen suchen, wo auch gleich ihre Begründung gegeben